

Nr. 96. Bromberg, den 9. Mai 1928.

Der Mann, den die Welt nicht sah!

Ein Roman von Traum und Sein

von **Hanns Marschall.**

(21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

Die Beamten der Nachtschicht kamen und lösten ihre Kollegen ab. Sie traten in das große geräumige Zimmer, das nur einen großen Tisch in der Mitte und einige Stühle als Einrichtung hatte. Die Wände waren nackt und kahl. Wagen und Meßinstrumente lagen und standen auf dem Tisch. Ein Schreiber saß vor einem Buch und trug die Ausbeute ein. Vier große Haufen noch roher, nicht in Facetten geschliffener Steine, Partien bis zu 20 000 Karat, lagen aufgeschichtet.

Hinter den Beamten blieb die Tür offen. Lanis Carlson hatte sich erhoben, trat langsam durch die offene Tür in das Zimmer, schritt an den vier Herren vorbei auf den Tisch zu und sah dem Schreiber über die Schultern. Zwei aufaddierte Kolonnen, lange Zahlenreihen, trugen Schlußziffern von schwindelhafter Höhe.

„Wollte Gott, daß dieser Monat zu Ende geht!“ hörte Lanis Carlson einen der Beamten sagen. „Wenn die Ausbeute so weitergeht, kann das Syndikat die Steine nicht mehr festhalten und muß sie auf den Markt werfen. Dann erleben wir im Herbst eine Baisse, die zur Katastrophe im Diamantenhandel führt!“

„Wieviel Karat sind bearbeitet?“ fragte ein anderer.

„Insgesamt jetzt erst 4200, Herr Kollege!“

„Sind die Tresore 3 und 4 gefüllt?“

„Ja!“

„Haben wir von Johannesburg neue Meldungen bekommen?“

„Noch nicht! — Drüben herrscht natürlich ein Arbeitsfieber, wie seit 23 Jahren nicht mehr. Es wird ununterbrochen geschafft!“

„Natürlich! Das ist immer, wenn eine gute Ader gefaßt worden ist! — Morgen früh, denke ich, werden wir neue Nachrichten bekommen. Die Meldungen von Hoopstad, Barkly und Winburg lauten ebenfalls günstig!“

Lanis Carlson warf einen flüchtigen Blick zu den Beamten hinüber, die dem Tisch den Rücken gewandt hatten. Der Schreiber war mit Rechnen beschäftigt, machte einen Abschluß und übertrug die Ziffern auf eine neue Seite. Da neigte er sich über den Tisch, prüfte mit sachkundigem Blick die einzelnen Haufen, und ließ aus dem größten von ihnen zwei, drei, vier, fünf, sechs Hände voll in die Tasche gleiten. Mit einem leisen Geräusch, wie wenn Erbsen geschüttelt werden, kollerten die wertvollen Steine in die große Rocktasche. Die Beamten standen immer noch im Gespräch vertieft.

Gelassen schritt Lanis Carlson an ihnen vorbei, hinaus aus der Tür, auf den Flur und blieb abwartend stehen.

Jetzt verabschiedeten sie sich. Jeder von ihnen trug einen Beutel aus Leder in der Hand, der ungefähr ein bis zwei Pfund wiegen mochte.

Hinter ihnen fiel die Tür ins Schloß, der Schlüssel wurde herumgedreht, das eiserne Gitter vorgeschoben und es war wieder still.

Die Beamten schritten die Treppe hinab, gefolgt von Carlson, der sich in unmittelbarer Nähe hielt. Im Parterre betraten sie ein großes Zimmer. Die Tür blieb offen. Ein Kontrollbeamter nahm ihre Scheine zur Prüfung in die Hand, wog die beiden Säcke und stellte sie auf den Tisch in einen offenen, eisernen Kasten.

In der Garderobe erhielten sie vom Portier ihre Mäntel ausgeliefert. Er war ihnen beim Ankleiden behilflich.

Lanis Carlson stand noch immer vor der Tür des Kontrollzimmers und beobachtete den Beamten, der in einem dicken Buch Eintragungen machte. Ein fein ausgeklügelter, gut organisierter Betrieb! stellte er lächelnd fest. Ein Betrieb, in dem Ungenauigkeiten eigentlich unmöglich sein sollten. Nun, wir werden sehen!

Der Kontrollbeamte kam aus seinem Zimmer heraus und ließ die Türe offen. Er reichte den Kollegen die Hand und sprach mit ihnen noch ein paar Worte. Diesen Augenblick benutzte Lanis Carlson, schlüpfte in das Zimmer, überflog die Ziffern im Buch und betrachtete mit kritischen Blicken den Inhalt des eisernen Kastens. Acht Ledersäcke! stellte er fest.

Und Lanis Carlson griff hinein, einmal, zweimal, dreimal, viermal.

„Good by!“ hörte er den Kontrollbeamten sagen.

Noch einen fünften Sack steckte er zu sich, schloß geräuschlos und geschwind den Deckel des Kastens und trat durch die Türe hinaus. Er erreichte die große Drehtüre gerade in dem Augenblick, als die beiden Beamten sie benutzten und sie in Bewegung war. Der Portier hatte die Hand an die Mütze gelegt und grüßte, und einen Augenblick lang war Lanis Carlson versucht, höflich den Hut zu ziehen. Dann aber schlüpfte er in die Tür und stand nur vor der zweiten, großen Türe.

Die beiden Diener grüßten, als die Beamten an ihnen vorbeischritten.

Lanis Carlson folgte ihnen und blieb auf der Straße in nächster Nähe stehen. Drinnen unterhielt sich der Kontrollbeamte mit dem Portier.

„Die Ablösung ist heraus! — Wir können jetzt bis 4 Uhr schließen!“ sagte der eine der Diener.

Sie traten in das Innere des Hauses. Schwer fiel die große, massive Tür ins Schloß. Lanis Carlson hörte, wie von innen der Schlüssel hineingesteckt und herumgedreht wurde. Da machte er eine tiefe Verneigung, drehte sich um und schritt die Straße hinunter. Eben bogen an der Ecke der nächsten Querstraße die beiden Beamten ab. Zwei Konstabler kamen schweigend auf ihren weichen Sohlen leise durch die Straße.

Lanis Carlson schritt an ihnen vorbei, wanderte durch den menschenleeren Regierungspark, stand eine Weile vor dem Parlamentsgebäude, das wie ein Schemen gespensterhaft in den dunkelblauen Himmel ragte, und wanderte dann die Hauptstraße entlang. Aus einigen Restaurants erklang Musik. Von der katholischen Kathedrale herüber dröhnten zwei dumpfe Schläge. Das Leuchtfeuer auf der Mole warf zitternde Lichter über die Stadt, die geisterhaft auftauchten und wieder verschwanden.

•

Am andern Morgen herrschte im Hause der „Diamantregie der Union“ eine heillose Verwirrung. Das hastete durch die Gänge und lief treppauf und treppab. Vor der Tür hielt seit der frühesten Morgenstunde ein schwarzlackierter Wagen, der die höchsten Vertreter hergebracht hatte.

Im Konferenzzimmer saßen der Gouverneur, die Direktoren der Regie, Polizeihauptleute und Offiziere aus dem

Port Knockle zusammen. Sämtliche Beamten waren im Hause anwesend und mußten zur Verfügung stehen. Das wisperte durch das ganze Haus. Das tuschelte von einem Zimmer ins andere. Keiner dachte an Arbeit. Das Unerhörteste seit Bestehen der Regie war geschehen: Man hatte das Haus gemein geplündert! Auf ganz unerklärliche Weise geplündert!

In den Tresoren waren Beamte damit beschäftigt, die Bestände nachzuprüfen. Um 10 Uhr vormittags fuhr ein zweites Polizeiauto vor. Zwanzig Beamte entstiegen ihm und verschwanden im Innern. Alle Türen wurden besetzt.

Gegen zwei Uhr nachmittags war der genaue Schaden festgestellt. Er betrug nicht weniger als 200 000 englische Pfund. Der Diebstahl mußte von jemand ausgeführt sein, der nicht nur die Räumlichkeiten genau kannte, sondern der auch durchaus als Fachmann anzusprechen war, der die gestohlenen, noch rohen Steine genau auf ihren Wert hin kannte.

Die mysteriösen Begleitumstände hatten von Anfang an eine Vermutung aufkommen lassen. Ein Wort lag auf aller Zunge. Ein Name war in allen Gedanken, — und noch immer hatte keiner ihn auszusprechen gewagt.

Jetzt, als die Uhr im Konferenzzimmer die zweite Stunde verkündete und der Generaldirektor die Ziffer des Schadens genannt hatte, fiel endlich das erlösende Wort. Der Gouverneur hatte sich erhoben. Sein Blick glitt ernst über die versammelten Herren dahin. Dann sagte er, und jedes Wort war von einer Bestimmtheit:

„Meine Herren! — Bis zu diesem Augenblicke haben wir alle Vermutungen ausgetauscht, wie dieser unerhört freche Diebstahl, der beispiellos dasteht, zustandegekommen sein kann. Kein Name ist genannt worden, weil wir — ich darf wohl in diesem Augenblick ehrlich sein — uns gescheut haben, ihn auszusprechen! Weil wir uns gescheut haben, einer Tatsache in die Augen zu sehen, die unabwendbar ist! Wie dem auch sei, meine Herren, eines steht mir klar und groß vor Augen: Wir werden von dieser Sekunde an den Kampf aufnehmen müssen gegen einen unsichtbaren Feind! — — —“ Er machte eine Pause, holte tief Luft, und sagte langsam und mit Betonung: „Gegen — — Lanis — — Carlson!“

Eine ungeheure Erregung brach aus. Stimmen schwirrten durcheinander. Jeder hatte etwas zu sagen. Als sich die erste Flut der Nervosität gelegt hatte, wurde ein regelrechter Plan entworfen. Um sechs Uhr abends endlich war die Sitzung beendet. Die Beamten der Diamanten-Regie wurden zusammengerufen und es wurde ihnen strengste Schweigepflicht auferlegt. Kein Wort durfte von dem Diebstahl an die Öffentlichkeit gelangen. Man erhoffte von dieser Maßnahme zunächst, daß die Ruhe und Ordnung in der Stadt aufrecht erhalten blieb, sodann aber, daß dieser Lanis Carlson, sicher gemacht, irgendwo auftauchte. Von den Polizeioberhäuptern wollte keiner die Blamage erleben, die der Gouverneur von Kolombo an sich hatte auskosten dürfen.

In aller Stille wurde die gesamte Polizei von Kapstadt alarmiert, sowie alles verfügbare Militär. Die Soldaten lagen in größter Alarmbereitschaft. An den Uferstraßen wurden Posten aufgestellt. Am Zollamt verstärkte man die Wachen. Draußen auf der Mole wurde am gleichen Abend eine Wache untergebracht. Die Werften, vor allem aber die Zentralwerft, stand unter strengster, geheimer Bewachung verkleideter Polizisten.

An den leitenden Stellen hatte man aber eines übersehen, nämlich: daß Lanis Carlson die Diamanten nicht für sich angeeignet hatte. Diese Nacht, die so ruhig verging wie jede andere, in der den Bewohnern von Kapstadt nichts verdächtig vorkam, in der es ihnen nur auffiel, daß sehr viel Militär und Polizei in den Straßen zu sehen war, — diese Nacht sollte die Katastrophe bringen. — — — — —

In der Frühe des nächsten Morgens erschien auf der Diamanten-Regie ein ärmlich gekleideter Bewohner aus Rondebusch und lieferte dem erstaunten Beamten einen großen, rohen Diamanten ab, den ein Herr am Abend zuvor seinem Jungen geschenkt habe mit dem Bemerken, er möge ihn seinem Vater geben. Kaum hatte der Mann ausgesprochen, als ein Kellner eines Speiserestaurants erschien, der einen kleineren Stein brachte. Auf die Frage, woher er denselben habe, konnte er nichts erwidern, als daß ein gutgekleideter Herr von vielleicht fünfunddreißig bis vierzig Jahren ihm diesen Stein zum Geschenk angeboten habe. Ununterbrochen raste das Telephon auf der Diamanten-Regie. Auf der Polizei hatten sich gleichfalls Leute gemeldet, denen auf sonderbare Weise ein Herr einen Diamanten geschenkt hatte. Im „Europa-Hotel“ hatten Zimmermädchen Steine in jedem Zimmer gefunden. Beim Gouverneur meldete sich ein Kaufmann, dem ein Fremder einen Stein als Bezahlung für eine einzige Zigarre angeboten hatte. Ehe der erstaunte Kaufmann noch etwas hatte sagen können, da er als ehrlicher Geschäftsmann sich strikte an das strenge Verbot hielt, Diamanten aus Privathand anzunehmen, sei der Fremde verschwunden gewesen. Auf die Frage, warum er die Meldung nicht der Polizei als zuständiger Behörde mache, sondern sie direkt beim Gouverneur anbringe, antwortete er achselzuckend, daß es ihm unmöglich sei, solange zu warten, bis auf der Polizei alle Leute abgefertigt seien, die das gleiche Anliegen hätten.

Eine furchtbare Verwirrung setzte ein. Von Kenilworth und Wynberg, Vororten von Kapstadt, die an der Eisenbahnlinie nach Simons Town lagen, kamen telephonische Anrufe, nach denen sich bereits am Nachmittag des gestrigen Tages ähnliche Dinge zugetragen hatten.

Um 12 Uhr mittags hatte eine Panik eingesetzt. Es war den Polizeibehörden klar, daß sie nie wieder in den Besitz aller Steine gelangen konnten. Diejenigen, die sich jetzt meldeten, wagten es nur nicht, den Schatz einzubehalten, erstens, weil es zu schwer war, ihn an den Mann zu bringen, zweitens, weil bereits die Nachbarschaft davon erfahren hatte und das Geheimnis zu offenkundig war, — und drittens, weil sie eine Belohnung für ihre Ehrlichkeit erhofften.

Durch die Straßen rannten Jungen mit Extrablättern und schrien mit schrillen Stimmen aus:

„Lanis Carlson bestiehlt die Diamanten-Regie!“

In London verbreitete die Nachricht, daß Lanis Carlson die Diamanten-Regie in Kapstadt heimgesucht hätte, einen ungeheuren Schrecken. Überall verkündete der Funke der aufhorchenden Welt, daß der richtige Lanis Carlson wieder aufgetaucht war. Diesmal war kein Irrtum möglich. Jedem anderen Menschen wäre ein Eindringen in die gesicherten Räume der Regie unmöglich gewesen. Nur Lanis Carlson allein war fähig dazu. Und daß hernach alle Steine wieder verteilt worden waren, konnte auch nur ein Streich von ihm sein.

In Johannesburg, der Hochburg der Diamantengruben, setzte ein panischer Schreck ein. Alle Gruben entleerten sich im Augenblick. Selbst die größte und ertragreichste, die „Premier-Mine“, stand still. Überall standen die Arbeiter in Gruppen zusammen. Durch ein Versehen in der Meldung war hier bekannt geworden, daß die Diamanten-Regie so gut wie ausgeraubt war. Der Verlust war durch das Anhängen einer Null mit 2 Millionen Pfund angegeben. Diese Ziffer konnte ungefähr übereinstimmen mit den wirklichen Werten an Steinen, die in der Regie lagen.

In der Mittagsstunde erreichten die Tumulte in Praetoria, Johannesburg und Blomfontein einen derartigen Höhepunkt, daß Militär einschreiten mußte. Der Belagerungszustand wurde verhängt. Alle Gruben wurden angewiesen, sofort zu schließen und die schärfsten Sicherheitsmaßnahmen zu treffen. Die Abendmeldungen, die ununterbrochen aus allen Grubenbezirken einliefen, waren durchaus nicht beruhigend.

Kein Mensch wußte, was die nächsten Tage bringen würden. Verschiedene Minenbesitzer hatten militärischen Schutz von den Garnisonen angefordert. Am ungebärdigsten waren die Zulus und Betschuanen, die in Diamantwäschereien beschäftigt wurden. Sie verlangten ihre Löhne ausgezahlt und wo man ihren Wünschen nicht nachkam, rotteten sie sich zusammen. — — —

Am nächsten Morgen, als in Kapstadt ununterbrochen starke Patrouillen durch die Straßen flanierten und sämtliche dienstlichen Gebäude unter strenger Bewachung standen, glitt die „Santa Barbara“ ins offene Meer hinaus. In weitem Bogen umfuhr sie die Mole, eine schwarze Rauchfahne hinter sich lassend.

Mittags erschien ein Extrablatt, in dem bekanntgegeben wurde, daß die Polizei bereits auf der Spur Lanis Carlsons sei, der sich, wie aus einem hinterlassenen Papier sowie aus anderen Umständen zu erkennen sei, nach Johannesburg begeben habe.

Am Nachmittag kehrte ein Polizeidampfer, der die „Santa Barbara“ argwöhnisch bis ins offene Wasser hinaus begleitet hatte, zurück. (Fortsetzung folgt.)

Händels Harfenspiel.

Ein junger Sänger kam eines Tages zu Händel.

„Ich muß mich beschweren, Meister,“ sagte er.

„Ah. Warum? Worüber?“

„Der Stil Ihrer Begleitungen ist so, daß die Aufmerksamkeit vom Sänger abgelenkt wird und daß jeder nur noch auf die Harfe, nicht aber auf meinen Gesang hört.“

„Da kann ich Ihnen leider nicht helfen,“ zuckte der Komponist die Achseln.

Wütend erwiderte der junge Mann: „So? Dann werde ich beim nächsten Konzert in das Orchester springen und die Harfe zerschmettern!“

„Tun Sie das,“ antwortete freundlich Händel, „aber sagen Sie mir vorher genau, wann Sie es vorhaben. Dann werde ich es inserieren und es werden mehr Leute kommen, um Sie springen zu sehen als singen zu hören.“

Kameraden.

Skizze von Hermann Pistor.

Als die ausgefahrene Straße in das Dorf führte, blieb der Mann müde stehen. Ein paar Kinder kamen lärmend aus der Schule, und vom Feldweg her näherte sich die gebeugte Gestalt einer alten Frau. Dicht an einen Baum gedrängt, beobachtete der Mann diese Menschen. Ein Aufstöhnen kam aus seiner Brust, und doch zuckte es wie Freude durch sein Gesicht, als sie vorbeigingen, ohne ihn zu beachten.

Seit Tagen war er schon nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen gewesen, nun trieb ihn der Hunger in das kleine, abgelegene Dorf. In seinen inneren Gesprächen stand seit den ruhelosen Stunden immer nur die unselige Tat, die ihn in die Menschenferne trieb, und doch sagte er sich immer wieder: ich bin kein Mörder. Nein, sie hatte ihn betrogen, seine Treue, um die er so oft verlacht worden war, mit dem Schlimmsten, was ihm widerfahren konnte, belohnt: mit Untreue! Und da war es geschehen. Nicht er, nein der andere in ihm hatte in aufschießender Wut, die nur der Niederschlag allergrößter Enttäuschung sein konnte, die Waffe gegen das Mädchen gerichtet. Derselbe andere hatte ihn, als er sie vor sich liegen sah, davon gejagt und gezwungen, die Waffe gegen seinen Verfolger zu wenden.

Irgendwo fand er sich dann wieder — und mußte sich langsam alles zurückrufen, wie ein durcheinander geworfenes Spiel seine wüsten Gedanken ordnen. Dann begriff er, daß er Freiwild war, daß jeder ihn greifen konnte, wo er sich auch sehen ließ. Nur bei Nacht wagte er sich aus den Wäldern oder einsamen Mauern hervor, um weiter ins Ungewisse zu gehen, vor jedem Schritt hinter sich zusammenzuckend.

Langsam schleppte er sich weiter in das Dorf, bis er vor einer kleinen Schenke stand. Ein wenig essen und dann weiter — weiter ...

Es fiel ihm schwer, aufrecht durch die Gaststube zu gehen. Sie war leer, nur im hinteren Teil kniete eine Dienstmagd vor dem Ofen. Er sah sie nicht an, als sie ihm das Glas hinsetzte, und bestellte etwas Essen. Dann starrte er vor sich hin und überlegte, ob er nicht doch wieder davon laufen sollte. Aber dadurch würde man gerade auf ihn aufmerksam werden. Er griff nach der Zeitung und blätterte darin. Sein Herz stand fast still, als er sein Bild sah. Er überflog den Text und las, daß zwei Menschen seine Opfer geworden waren. Mit zitternden Fingern schob er die Zeitung zurück und schaute sich mit kaum merklicher Bewegung des Kopfes im Zimmer um. Als er niemand sah, ging er mit großen schwankenden Schritten hinaus. Er wollte nicht laufen, aber als das Dorf hinter ihm war, wurden seine Schritte immer rascher, bis er keuchend einen Wald erreichte, dessen Dämmerung ihn aufnahm. Da brach er zusammen, preßte den Kopf gegen einen Baum und weinte.

„Mörder!" rief es in ihm — aber er schrie diesen Stimmen ein verzweifeltes „Nein" entgegen. Er war kein Mörder! Das Bild seiner Braut stand vor seiner Seele, und er fühlte wieder seine unbezwingliche Liebe zu ihr. Dann begannen Stimmen in seinem Herzen zu fragen: War sie dir wirklich untreu, weißt du es sicher, daß sie dich betrog? Nein, er wußte es nicht. Er hatte sie gefragt, ob es wahr sei, was man ihm gesagt, ob der andere sie wirklich auf dem Nachhauseweg geküßt habe. Ihre Antwort war ausgeblieben, aber ein flammendes Rot schoß in ihr Gesicht. Und als er sie am nächsten Abend wieder sah, am Arm dieses anderen, da zuckte seine Hand nach der mitgebrachten Waffe. Er sah sie stürzen, den anderen sich nach ihm umwenden, hinter ihm herlaufen und gleichfalls von seiner Kugel zusammensinken. Heute wußte er aus der Zeitung, daß es ihr Bruder gewesen, und verstand, daß die Röte in ihrem Gesicht der Zorn der unschuldig Verdächtigten war.

Fröstelnd ging er durch das dichte Unterholz. Planlos. Mochten sie ihn finden, ihn mitnehmen, verurteilen — der Schmerz um das geliebte Mädchen war größer als der um sein verlorenes Leben.

Um ihn lag das Schweigen des Waldes, da faltete er, wie so oft in seiner Kinderzeit, die Hände und betete — betete verzweifelt, bis sein Herz stille wurde und ein erlösender Schlaf seinen zitternden Körper umfing.

Aber die Erde ließ ihn nicht los. Bald fuhr er aus wildem Traum auf. Irgend woher kamen Laute — eine Straßenwalze polterte über die nahe Landstraße. Die Helle des Tages blendete seine Augen, als er auf die Straße trat. Traum und Tag flossen ineinander, die Flucht seines Traumes wurde zur Flucht der Wirklichkeit.

Dann aber stand er jäh still. Jemand hatte seinen Namen gerufen, und er sah erschauernd, wo er war. Er streckte die Hände aus und wollte sich gefangen geben, aber der Beamte wehrte ab: „Ich weiß, du kommst so mit."

Einen Augenblick schauten die beiden Männer sich voll an. Niemand sprach ein Wort, aber der müde Mensch erinnerte sich, daß er den, der da vor ihm stand, bei Verdun vor dem Bajonett eines Franzosen gerettet hatte. Und der andere wußte dasselbe. „Komm", sagte er kurz. Sein Mund preßte sich zusammen, als der Gefangene an seiner Seite ging. Wie manches Freundeswort hatten sie damals miteinander gewechselt. Nun fand keiner ein Wort.

Schweigend gingen sie weiter, bis die Türme der Stadt auftauchten. Da blieb der Wachtmeister stehen. Er sah seinem Gefangenen ins Gesicht, das alte, ihm so lieb gewordene Kameradengesicht, und wußte: das war kein Verbrecher. Aber man würde ihn als solchen verurteilen, und das konnte dieser Mensch nicht ertragen.

Des anderen Blick streifte den Karabiner, und das seltsame Aufleuchten der matten Augen ließ den Wachtmeister einen Schritt zurück gehen. Dann lächelte er über sich. Nein, das würde der niemals tun, der nicht. Aber als er ihn wieder ansah, las er einen brennenden Wunsch im Gesicht des wehrlosen Menschen, der nur eine Angst kannte, die Angst vor seinem nun zerbrochenen Leben. Wie eine rasche Zwiesprache war es nun in den Augen der beiden Männer, da griff der Wachtmeister langsam nach dem Gewehr.

Der andere verstand ihn, wie ein Dank flog es über sein Gesicht, dann wandte er sich mit festem Entschluß und ging. Ein kurzes Wort flog ihm nach. Aber der Angerufene stand nicht, er ging mit ruhigen Schritten — in die Freiheit ...

Unter dem kurzen, scharfen Knall zuckte die Gestalt des Wachtmeisters zusammen. Dann richtete er sich auf. Er wußte: er hatte als Kamerad gehandelt.

Vom Volkstanz der Deutschen.

Wieder beginnt das deutsche Volk seine alten deutschen Volkstänze zu pflegen. Sie sind aus dem Schutt, der bereits auf ihnen lag, herausgegraben und mit neuem Geist erfüllt worden. Auch sie mußten sich, wie man aus alten Urkunden ersieht, einst durchsetzen, auch ihnen gegenüber haben sich einmal Volkserzieher zur Wehr gesetzt. Wir sehen sie jedoch heute in einem weit harmloseren Gesichte, sei es, weil sich unser Volk an sie gewöhnt hat, oder weil diejenigen, die sie tanzen, noch nicht von dem Geist, der auch das Beste niederreißt, angefault sind. Gegenüber den modernen Tänzen haben sie sehr abweichende Merkmale. Sie sind ein Stück deutscher Seele, die sich gern breit und gemütlich ergeht. Unsere deutsche Seele von heute ist jedoch im Umwandeln begriffen, sie muß sich auf ein rascheres Tempo einstellen, darum fehlt ihnen vielfach die Resonanz. Sie wirken ferner auf die Allgemeinheit als Kuriosität, weil sich in ihnen andere gesellschaftliche Formeln widerspiegeln. Das naive Werben z. B., wie es im Volkstanz zum Ausdruck kommt, entspricht nicht mehr dem heutigen Geschmack. Er hat sich verfeinert, oder besser gesagt, er ist raffinierter, berechnender geworden, er ist nicht mehr ursprünglich, wie früher.

Was können wir am Volkstanz begrüßen? Zunächst die Rückkehr zum natürlichen Sichgeben. Wir wissen, daß durch das Gefühl des Eingeengtseins Jugendliche sich aufmachten, hinaus in unsere Wälder wanderten, alle lästigen Kulturerzeugnisse abstreiften, um wieder unmittelbar die Natur zu erleben und sich ihr anzupassen. Auf diesen Wanderungen kamen sie wieder den Schätzen unserer Volksseele näher, so dem Volkslied, dem Märchen, der Sage — dem Volkstanz. Im Norden, vor allem in Schweden, ging diese Bewegung unserer deutschen voraus.

Die für die natürlichen Schönheiten geöffneten Augen dieser Jugendlichen erkannten in diesen vergessenen Gütern Werte, hinter denen hinsichtlich ihres inneren Gehaltes viele unserer heutigen Kulturprodukte weit zurückstanden. Sie fanden in den Volkstänzen alle natürlichen Ausdrucksmittel wieder, das Springen, das Stampfen, das Klatschen, das Recken, das Drehen, das Winken, das Singen und Lachen — alles Dinge, die sich heute in einer guten Gesellschaft nicht mehr schicken, oder sehr zurückhaltend angewandt werden. Und das hat ihnen erst wieder gezeigt, was für Freudequellen in der Rückkehr zum Natürlichen liegen. Sie haben uns mit ihrer mühsamen Arbeit des Aufsuchens dieser Schätze einen gangbaren Weg gezeigt, sich unbeengt zu bewegen und alles Konventionelle einmal abzustreifen. Ich meine damit nicht die Lockerung der Sitten, sondern in diesem Zusammenhang die Befreiung der Körperbeweglichkeit von lästigen Fesseln. Das gibt Schwungkraft — körperliche und seelische. Wenn man sich in dieser Weise ausgetanzt hat, dann fällt alles Müde und Schlaffe ab, man hat einen freien Kopf, eine freie Seele und einen hellen Blick.

Es ist eine Freude, eine Gruppe junger Menschen in dieser Weise tanzen zu sehen und zu beobachten, wie sie in einer harmlos-fröhlichen Art Sang und Tanz behandeln. Man sieht sie tanzen den Volkstanz nicht allein aus Freude

an Bewegung, sondern sie haben auch Verständnis für die feine Poesie, und daraus ergibt sich ein ganz besonderes Verhältnis zu ihm.

Ein weiterer gesunder Zug an diesen Tänzen ist, daß jeder sich in die Tanzgemeinde einordnen muß, daß jeder bereit sein muß, sich den andern anzupassen und sich in das Wechselspiel hineinzuleben. Man ist Glied der Gemeinschaft, tritt nicht als einzelner hervor, höchstens einmal bei den Tanzspielen, wobei man aber bemüht sein muß, die andern hereinzuziehen. Dieser Wesenszug tritt in unserem heutigen gesellschaftlichen Leben immer mehr zurück. Wir kennen bei Veranstaltungen nur noch aktive und passive Menschen, solche, die bei jeder Gelegenheit hervortreten, und solche, welchen die Fähigkeiten dazu fehlen und die sich darum gern unterhalten lassen. Im Volkstanz haben wir die Gemeinschaft, ja, wir brauchen sie, um etwas Ganzes zu schaffen.

Wer aber dem Wesen des Volkstanzes schon näher gekommen ist, wem er nicht eine originelle Spielerei, wem er zum Ausdruck innerer Gesinnung geworden ist, der wird manches an sich und anderen betrachten. Er sucht den natürlichen, ungekünstelten Zug allem aufzuprägen, was ihn umgibt. So bildet sich aus der Liebe zum Volkstanz ganz langsam eine bestimmte Seelenhaltung und Seelenprägung, die deutlich auch im äußern Auftreten sich zeigt. Das am meisten nach außen Tretende ist die Kleidung. Gar bald haben alle das sichere Gefühl, daß die moderne Kleidung nicht zum Volkstanz paßt, und so greifen sie nach jenem Kleid, das sich die Jugendbewegung geschaffen, das sich aus der anfänglichen derben Form immer mehr zum fein beseelten Stilkleid und Eigenkleid entwickelt hat und wie ein Bekenntnis deutscher Art sich dem modernen gegenüberstellt. Und nicht nur im Kleid, auch im Heim sehen wir diesen Zug. Da wird mit einmal alles hinausgeworfen, was die letztvergangene Zeit an kitschiger Fabrikware hineingetragen hat. Man holt sich aus dem Speicher die alten, handgearbeiteten Gegenstände und gibt ihnen wieder einen Ehrenplatz, man verwendet handgedruckte und handgewebte Stoffe, man erschrickt vor der Grelle des künstlichen Lichtes und versammelt sich lieber beim trauten Kerzenschein. Es ist eine ganze Umwandlung in den Seelen dieser Menschen vor sich gegangen. Sie sind wieder natürliche Kinder geworden. Diese Seelenhaltung bewahren sie auch allen Lebensfragen gegenüber, sie gibt ihrem Charakter Festigkeit.

Seemann.

Skizze von **Otto Gutzeit.**

Die See geht hoch. Der Koch sitzt müde am Tisch, den Arm auf die Schlingerleiste gestützt, und sinnt vor sich hin.

Den ganzen Tag balanzieren müssen —; aber das ist es nicht. Der Kapitän sagt: „Er spinnt." — „Ich weiß, was er „spinnt". Jan hat mir in Nächten, da die anderen Wache gingen oder schlafend in ihren Kojen lagen, in diesen langen, dunklen, norwegischen Nächten seine Geschichte erzählt. Sie ist ganz alltäglich; und doch, irgendwie mehr ans Herz rührend als die Tagestragödien, über die wir schon stumpf hinweg lesen.

Er liebt ein Mädchen im Hafen. Das Mädchen ist die Braut seines Freundes. Dieser ist der Besitzende; er hat sie das ganze Jahr; Jan, wenn es gut geht, nur einmal in sechzig Tagen. Das ist ein Tag, den Jan allein von den dreihundertundfünfundsechzig rechnet. Wieder auf See, sinnt er diesen Stunden nach; er sieht im dunklen Sundwasser die Umrisse ihrer zarten Gestalt, zeichnet in Gedanken die Züge ihres Gesichtes und empfindet noch den leisen Hauch auf seiner Stirn, die einmal ihr Mund berührte.

O, — nicht mehr! In ihrer einfachen Reinheit empfindet das Mädchen ganz die Tiefe ihrer Liebe zu Jan und bleibt doch bewußt bei dem andern. Ahnt sie vielleicht, daß die Liebe zu Jan, führte sie zur Verbundenheit, ein Unglück für beide bedeuten würde? So darf kein Seemann lieben, es würde zur Qual fürs ganze Leben. —

Als sie ihm zum ersten Male sichtbare Zuneigung zeigte, gab sie ihm auch den Abschied. „Jan, komm nicht wieder zu mir. Es geht so nicht mehr weiter. Es frißt uns beide auf. Geh' zu einer anderen Gesellschaft, vielleicht, daß du dann —" Doch in ihren Augen lag die Gewißheit, daß es nicht anders würde, und eine bange Angst, wie hier wohl das Geschick waltend einen Ausweg fände. —

Das Schiff schlingert erbärmlich; wir sind über dem Skagerak. Wenn alles gut geht, sichten wir morgen das Feuer von Helgoland. Dann sind wir auch bald zu Hause.

„Zu Hause?" — Jan zieht verächtlich seine Mundwinkel abwärts: „Was soll ich dort? Ein Mädchen aus der Fischhalle vielleicht, wie die anderen? Soll ich mich betrinken, daß ich Bugspriet und Klüverbaum nicht mehr unterscheiden kann?"

Der Kapitän spottet: „Jan, um ein Mädchen! Ich habe hundert gehabt und am nächsten Morgen höchstens Kopfweh vom Grog." Jan blickt in abwesender Verachtung: „Was wißt Ihr schon von — Liebe!" In seinem Wort lag ein Klang, der uns allen tief ans Herz rührte. Als ich zu ihm hinüber sah, gewahrte ich einen Ausdruck in seinen Augen, daß ich zum ersten Male in meinem Leben um einen Menschen bangte, der mir sonst fremd war. —

„Alte Liebe"! Cuxhaven; die Orgel kündet Ankunft. Wir sind daheim!

Als das Schiff am Pier festgemacht hatte, ging ich an Land und fuhr nach kurzem, herzlichem Abschied in meine Heimatstadt. —

Fünf Tage später stand eine kurze Notiz in den Tageszeitungen: „Auf einem in See gehenden Fischdampfer schoß sich der Koch eine Kugel in die Schläfe. Der Dampfer, der bereits das zweite Elbfeuerschiff passiert hatte, fuhr zum Hafen zurück und lieferte den Schwerverletzten im Krankenhause ab. Er ist dort heute nacht gestorben. Das Motiv der Tat ist unbekannt."

Berichtigung.

Zu dem Gedicht im „Hausfreund" vom 2. Mai 1928 Nr. 91, unterzeichnet mit Friedrich Just, stellen wir mit Bedauern fest, daß der Name dieses von unseren Lesern sehr geschätzten Autors versehentlich unter diese Verse gesetzt wurde. Der Verfasser des Gedichtes ist ein Leser aus Westposen, der ungenannt bleiben will.



* **Der scheintote Krösus.** Dieser Tage hatte sich in Tokio blitzschnell die Nachricht verbreitet, daß Baron Okura, der reichste Mann Japans, gestorben sei. Ein großer Teil seiner riesigen Verwandtschaft — die Zahl seiner Familienmitglieder soll etwa 5000 betragen — war schon trauernd in seinem Palais versammelt, als der Baron zwei Stunden, nachdem die Ärzte ihn für tot erklärt hatten, aus dem Scheintod erwachte. Baron Okura, der als eigentlicher Begründer des modernen industriellen Lebens in Japan bezeichnet werden kann, leidet an Krebs, und ist sehr krank; trotzdem ist der Einundneunzigjährige noch geistig vollkommen auf der Höhe und imstande, sich um seine unendlich zahlreichen Unternehmungen: Kohlengruben, Fabriken jeglicher Art, Schiffahrtsgesellschaften usw., zu kümmern.

*

* **Ein Dieb, der unterhandelt.** Als der Kassierer einer Bank in Schanghai von seiner Arbeit aufblickte, sah er die Läufe von zwei Revolvern auf sich gerichtet. Ein Spitzbube forderte Geld. Der Angestellte konnte eher über das Geld der Bank mit dem Spitzbuben verhandeln, als über sein eigenes Leben. Er gab dem Einbrecher 60 Pfd. Sterling; derselbe forderte aber mehr, doch der Kassierer antwortete, daß 60 Pfund wirklich einen guten Tagelohn ausmachten. Und während der Kassierer und der Bankräuber miteinander verhandelten, benachrichtigte ein anderer Angestellter unbemerkt die Polizei. Diese erschien sofort, und jetzt sitzt der Spitzbube im Gefängnis, wo er darüber nachdenken kann, daß sein Beruf schnelles Handeln erfordert.

Lustige Rundschau

* **Warum nicht?** „Denke dir mal, Grete", sagt er zu seiner Braut, „ich war eben bei der Kartenlegerin, und sie sagte mir, ich würde binnen vier Wochen eine Blondine heiraten. Du aber bist doch braun!" — „Binnen vier Wochen? Ach, wenn's weiter nichts ist!" erwiderte sie. „Bis dahin ist mein Haar längst blond!"

*

* **Ein praktisches Mädchen.** Der Musiker: „Ja, ich habe ihr ein Lied komponiert und ihr darin gesagt, wie ich sie liebe und verehre. Und stell dir vor, sie hat es mir zurückgeschickt und mich gebeten, es als Männerchor umzuarbeiten." — „Weshalb?" — „Damit ihre übrigen Verehrer mitsingen können."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.